Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 7

Artikel: Aus einer antiken Grossstadt

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634758

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

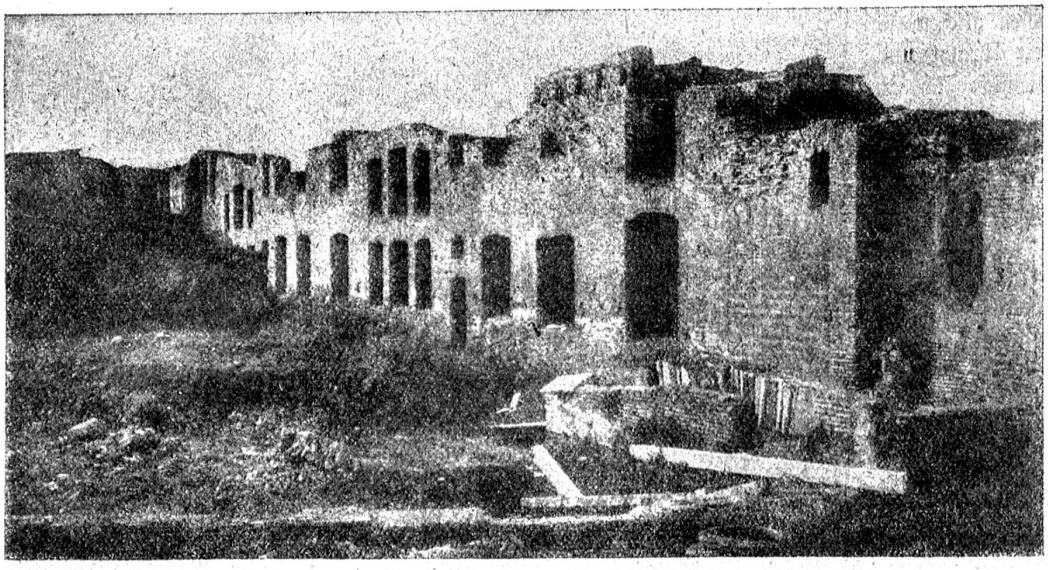
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



In Ostia ausgegrabene antike Privathäuser aus der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr.: Ansicht der Gartenseite.

sich nach dieser Ergriffenheit, als sei sie ein Mittel zur Befreiung von seinem untätigen Dahinträumen. Als liege eine Kraft in ihr, die ihn wieder zum Maler machen könnte.

Die Lichter erloschen. „Das hohe Seil wird bestiegen," verkündete ein vierschrötiger Mann. Jetzt erst gewährte der Maler einen Mast, der sich nach oben in den dunkeln geheimnisvollen Nachthimmel verlor und von dem aus sich ein Seil zum Dachfensterlein eines Hauses hinüberspannte. Hoch über der Erde schien es zu schweben, durch das Dunkel gewissermaßen höher gehoben und ins Unendliche verlängert.

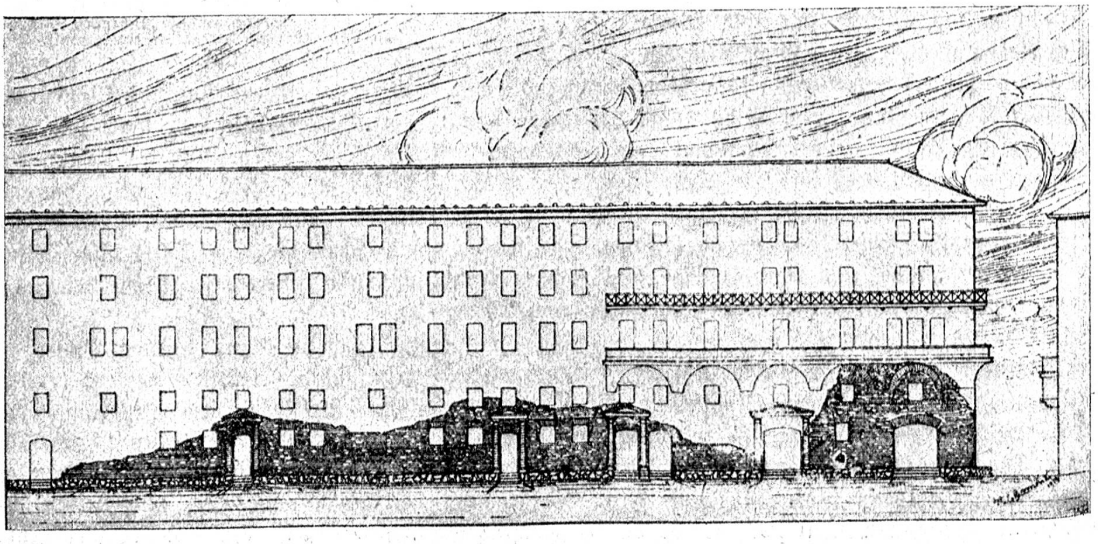
Ein Mädchen schritt hinüber — man hielt den Atem an — nein, es schritt nicht, es schwebte, es flog, es verschwand in der Dunkelheit. Und es erschien wieder mit der mächtigen Balancierstange, die leise schwankte. Es trippelte so leicht und schnell, als bewege es sich auf einem Tanzboden, und doch lag unter ihm die nackte, harte Erde. Kein Netz täuschte Rettung vor. Wenn es fiel, dann fiel es in den Tod.

Ein verwegener Bursche kletterte hinauf. Und seltsam war nun zu spüren, wie von diesem verwegenen Burschen wieder ein Gefühl der Befreiung ausging. Er lief über dem Tode und spottete seiner! Und eines Tages wird er doch herunterstürzen! Aber daß er den Tod nicht fürchtet, ist wie eine Erlösung für alle die andern, für die guten Bürger und Familienväter, die Mütter und Mädchen, die den Tod so sehr fürchten. Sie wagen nichts — er aber wagt's. Und das schenkt ihnen Befreiung und Erlösung aus der gewohnten Lebensenge. Sie atmen auf. Sie gehen gleichsam hinter ihm auf dem Seile. Sie stehen neben ihm. Sie machen mit ihm den Kopfstand, den tollkühnen Kopfstand. Sie haben ganz vergessen, wie kleinlich und ängstlich sie bis heute gewesen sind. Von nun an werden sie es nicht mehr sein. Denn jetzt sind sie mutig und waghalsig, wie nur einer, und es scheint ihnen nicht möglich, daß sie jemals wieder feige sein könnten. Und da das kleine Mädchen kommt und mit einer Geldbüchse klappert, siehe, da ist nicht einer, der nicht in die Tasche langt, denn sie geben ihr Geld mit Freuden, aus Freude am mutigen Menschen, zum Danke, daß sie wieder einmal erlöst worden sind aus der jämmerlichen Feigheit des alltäglichen Daseins.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einer antiken Großstadt.

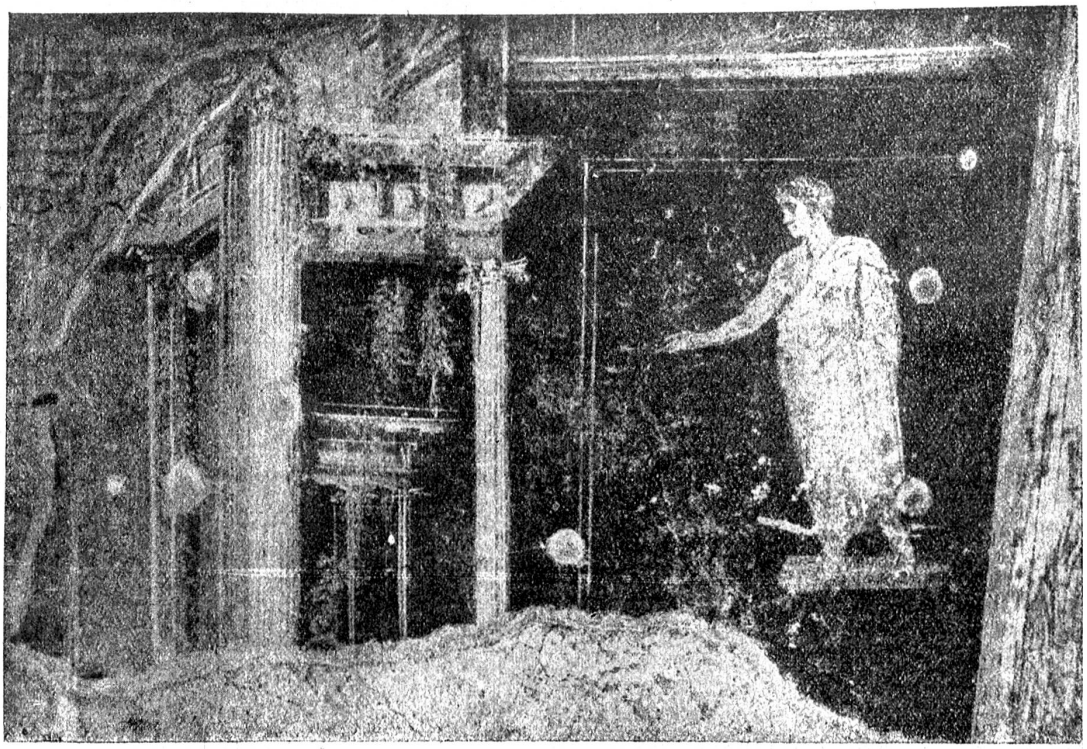
Bisher glaubte man, ein antikes, speziell römisches Privathaus aus der spät republikanischen oder aus der Kaiserzeit müsse man sich als einen einstöckigen Bau vorstellen, dessen zahlreiche Innenräume sich regelmäßig um Atrien und Säulenhöfe herumgruppierten. Die Ausgrabungen in Pompeji stützten diese Meinung; aber man mußte logischerweise annehmen, daß die Verhältnisse in den Großstädten, zumal in der Siebenhügelstadt, wo sich die Bevölkerung zusammendrängte, anders lagen. Hier mußte man sich mehrstöckige Häuser, ähnlich unseren Mietskasernen, denken. Freilich, wie diese wirklich aussahen, darüber war man bis heute im Zweifel.



Rekonstruktion der Strassenfassade.

Nun ist dieses Rätsel durch die neuesten Ausgrabungen in Ostia, der an der Tibermündung gelegenen Hafenstadt Roms, gelöst worden. Prof. Dr. Chr. Kuelsen berichtet in der Berliner „Woche" darüber wie folgt:

Seit Rom die Mittelmeerbeherrscherin geworden war, blühte Ostia, das die Millionenstadt vom Meere her mit Lebensgütern zu versorgen hatte, mächtig auf. Die Ruinen der öffentlichen Bauten, Tempel, Theater, Thermen zeugen von ihrer damaligen Größe. Die Stadt hatte, weil am flachen Meeresufer gelegen, ein sehr regelmäßiges Straßennetz mit rechtwinklichen Häuserblocks.



Wandmalerei aus dem Haus des Ganymedes.

Die ausgegrabenen Reste eines solchen Häuserblockes gibt unsere Abbildung S. 88 wieder. Man muß sich diese Reste zu einem vierstöckigen Hausbau ergänzt denken, der ein hofähnliches Geviert umschließt. Nach dem Stempel zu schließen, den man auf Ziegeln gefunden, muß dieser Häuserblock um die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. erbaut worden sein. Da ähnliche Bauten auch in andern Teilen der Stadt aufgedeckt sind, darf man den Bau nach der Art des hier rekonstruierten als den Normaltypus eines antiken Großstadthauses ansprechen.

Für dieses charakteristisch wäre, nach den Ausgrabungen in Ostia zu schließen, daß seine Räume nicht ausschließlich auf einen, sondern zum Teil noch in einem darüberliegenden Halbgeschoß angeordnet sind. Mehrere dieser Räume hatten hohe Fenster nach der Gartenseite hin, die im Erdgeschoß natürlich auch Ausgänge dorthin. Der nach der Sonn- und Gartenseite hin orientierte Flügel des Häuserblockes enthielt Wohnungen für die Vornehmen und Vermöglichen. Beweis hiefür ist nicht nur die reiche Zahl der Räume, sondern auch ihr häufiger malerischer Wandschmuck. Die auf S. 89 wiedergegebene Wandmalerei, Jupiter und Ganymed darstellend, wurde in einem der ausgegrabenen Häuser in Ostia gefunden. Der entgegengesetzte Flügel des Blockes enthält nur viereckige, mit einem Straßenfenster versehene Räume; hier wohnten allem Anscheine nach ärmere Stadtbürger.

Etwa anderthalb Jahrhunderte später, bald nach Konstantin, setzt der rapide Verfall von Ostia ein. Sein Hafen versandete; die Häuser wurden verlassen und zerfielen. Im frühen Mittelalter erhob sich auf den Trümmern des antiken Ostia, das von Papst Gregor IV. zum Schutz gegen die Sarazenen gegründete Neu-Ostia, das aber auch keinen langen Bestand hatte. Aus dessen Trümmern ragen heute noch die Reste eines antiken Haupttempels hervor unweit von der kleinen Basilika aus der Neuzeit: Symbole zweier Religionen und zweier Weltalter.

Spruch: Man kann sich täuschen, glaube mir, man kann das für Stärke des Geistes halten, was doch am Ende Verzweiflung ist. Schiller.

Simon Gfellers „Schwarmgeischt".

Wer die Aufführung von Simon Gfellers berndeutschem Schauspiel „Schwarmgeischt" im Berner Stadttheater mit erlebt hat, ist überzeugt, daß das Dialektstück auch auf der Stadtbühne Heimatrechte erwerben wird. Es kann unserem Schweizer Theaterpublikum unmöglich länger verborgen bleiben, daß große künstlerische Schätze in unserer Volkssprache und in unserem Volksleben schlummern, die gehoben sein möchten, die an das Licht des Tages drängen, um wirksam zu werden für unsere nationale Kultur. Wenn diese Erkenntnis endlich gereift sein wird, wenn der ernsthafte Theaterbesucher, dem es um Kunstgenuß und nicht bloß um leichte Unterhaltung zu tun ist, weiß, daß ihm im Dialektstück auch gute und beste Kunst geboten wird, dann wird er zweiffelos auch zahlreicher die Dialektaufführungen besuchen als das leider bis heute der Fall war. Man muß der Dialektbühne diese Entwicklung wünschen; denn auch sie kann ohne die moraliche und materielle Unterstützung des Publikums nicht gedeihen.

Die schweizerischen Dialektdichter ließen es nicht an Versuchen fehlen, ernste, ja selbst tragische Stoffe für die Bühne zu bearbeiten. Nur wenige haben damit Erfolg gehabt; und keiner von ihnen hat den vollen künstlerischen Erfolg zu buchen, wie ihn Simon Gfeller mit seinem neuesten Dreiakter errungen hat. Weil hier zum ersten Mal der vollgiltige Beweis gelungen ist, daß ein kunstgerechtes, bühnenwirksames und bühnenbeständiges Dialektdrama möglich ist, darum verdient Gfellers „Schwarmgeischt" besonderer Erwähnung.

Welche Vorzüge machen dieses Stück beachtenswert? Einmal die geschickte, klare, einfache Handlungsführung: Auf dem „Guggersuurhübeli", einem Emmentaler Schuldenhöflein, ist die seelische Not eingekehrt: Ueli Reist, der Bauer, ist im Grenzdienst; daheim verzehrt sich Stüdeli, die junge Frau, in Sehnsucht nach dem seit lange abwesenden Mann; sie fällt in diesem Seelenzustand dem Einfluß ihrer Schwägerin anheim, die sich religiöser Schwärmerei hingegeben hat als Ersatz für ein erhofftes und verlorengegangenes Eheglück. Fridi, das kleinere der beiden Kinder des Ehe-